

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 21

Artikel: Schwizerdütsch
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwizerdütsch.

Von Dr. Ernst Eschmann.

Zur ersten Augustfeier paßt eine Betrachtung unseres Schwizerdütsch ausgezeichnet. Streng genommen gibt es zwar keine solche Sprache. Es gibt eine große Zahl lokaler Dialekte, die für sich bestehen, und alle sind schwizerdütsch.

Die Mundart ist ein nationales Gut. Sie gehört zu unserm innersten Wesen, sie ist ein Teil von uns. Wie die Luft, die wir atmen, wie die Seen, die uns umleuchten, wie die Berge, die rings um uns stehen, ist sie mit uns verwachsen. Sie ist mit uns groß geworden. Alle Jahrhunderte, in denen unsere Ahnen gelebt, haben an ihr gearbeitet. So ist sie uns ein treues Zeugnis der Vergangenheit, sie ist ein Bestandteil unserer Tage und erfreut sich der Aussicht, daß auch die Zukunft ihr gehört, und zwar noch auf länger hinaus, als man heute anzunehmen geneigt ist.

Im weiten Arsenal unserer heimischen Dialekte ruht unsere Kulturgeschichte. Die alten Wörter erinnern uns an die alten Sachen, an Dinge, die unsere Zeit überwunden hat und durch neue Erfindungen überholt worden sind. Aber aus unserm Herzen sind sie noch nicht völlig getilgt, und wir freuen uns, ihnen etwa im Landesmuseum wieder zu begegnen. Und dabei kommen uns auf einmal kurzweilige Schilderungen in den Sinn, mit denen unsere Großeltern uns ein Bild vom Leben und Treiben in ihrer Jugendzeit gemacht haben. Wie die alten Stabellen, die Schiefertafeln, die Backtröge und Leuatlichter, die mächtigen alten Bibeln auf den „Winden“, die „Stücklkästen“ und Rauchkammern, die Spinnräder und die herrlichen Rachelöfen mehr und mehr verschwinden, ja von der jungen Generation gar nicht mehr bekannt sind, so geht es heute mit unserm Sprachgut, das in seiner Bodenständigkeit und Originalität uns entrückt wird. Aber da und dort sind die Namen und Bezeichnungen für diese Zeugen der Vergangenheit noch nicht vergessen. Sie leben in unserer Sprache fort, auch wenn die Gegenstände in ihrer Erscheinung sich gewandelt haben oder ganz neuen Geräten haben weichen müssen. Wenn man heute jemandem „heimzündet“, denkt er wohl kaum mehr daran, daß dieser Brauch einer Zeit angehört, in der es noch keine Bogenlampen und keine städtische Festbeleuchtung gab.

Unsere Sprache ist auch der Spiegel unseres

Denkens und Fühlens. Sie ist gleichsam die Melodie unseres Herzens, und alle Stufen der Leidenschaft kennt sie. Von den zartesten Tönen schwillet sie an bis zum Brausen des Windes, und wenn sie verstummt, kann sie doch manches sagen. Sie ist daheim beim Bauer auf dem Lande, beim Arbeiter in der städtischen Fabrik, sie kennt nicht reich und arm. Sie geht um den Tisch des kleinen Mannes und ist auch daheim beim Direktor des größten Unternehmens. Dem Ungebildeten wie dem Gebildeten ist sie treue Begleiterin und Helferin. So hat sie Teil an allen Schichten der Bevölkerung und paßt sich allen an. Sie ist der getreue Ausweis für jeden Schweizer, und sollte sie einer verschmähen, wissen wir gleich, daß er in seinem ganzen Wesen nicht zu uns gehört.

Also: unser Dialekt ist ein nationales Gut.

Wir sind uns dessen in den letzten Jahren nicht immer so bewußt gewesen, wie's notwendig gewesen wäre. Aber wie geht es im Leben: das Nächstliegende achten wir wenig. Wir nehmen es als etwas Selbstverständliches hin, wir werden lau und abgestumpft. Es braucht einen äußern Anstoß, es bedarf eines besondern Ereignisses, daß uns wieder einmal für das Alltägliche die Augen aufgehen.

Es ist höchste Zeit, daß wir wieder daran erinnert werden, was für Schätze unsere Muttersprache, der Dialekt eines jeden, in sich birgt. Es handelt sich um ideale Güter, und eine Zeit, die so sehr auf materielle Auswertung und Abschätzung aller Dinge ausgeht, läßt leicht etwas Edles und Schönes sich entgleiten, das nicht in blanke Münze umzurechnen ist.

Alles Leben stürmt heute in einem erschreckenden Eilschritt davon. Ja ist es noch ein Schritt? Sind es nicht flinke Räder, die Kilometer fressen? Läuft alles nicht an der Maschine, so daß die handwerklich geschulte Hand zum Feiern verurteilt ist? Das Alte wird über Bord geworfen. Die Worte „modern“ und „Reform“ sind Trumpf. Da gerät auch die Sprache unserer Väter in das Räderwerk der neuen Zeit. Epochen, in denen die Überfremdung unserer Heimat rasche Fortschritte machte, wurden auch unsern Dialekten gefährlich, und gar bald wurde das Wörterbuch der Gegenwart gespickt mit Ausdrücken, die von Schwaben, Bayern, von Wien und Berlin kamen. Oberbayerische Stücke wurden auf unsern Volksbühnen gespielt, man suchte

Wiener Praterleben bei uns heimisch zu machen und eignete sich mit einer beschämenden Fixigkeit die Musik und die Tänze aus dem Dollarlande an.

Als ob nicht auch wir uns auf unsere Art schön und recht und schweizerisch lustig machen könnten!

Jetzt aber sind wir erwacht, und die Augen sind uns aufgegangen, zum Glück noch in der letzten, in der zweitletzten Stunde.

Man hört wieder viel von Schwizerdütsch. Versammlungen werden abgehalten, und in temperamentvollen Auseinandersetzungen gelobt man sich, unsere Muttersprache nicht untergehen zu lassen. Man sucht Mittel und Wege, sie mehr zu pflegen, sie wieder volkstümlicher zu machen, sie aufs Neue einzubürgern, wo sie längst nicht mehr daheim war. Von der philologischen, von der literarischen, von der pädagogischen, von der politischen Seite greift man die Frage auf, und überall stimmen die Meinungen überein: es muß etwas geschehen zur Rettung unserer Dialekte.

Und wie es bei solchen Strömungen, die unverhofft fast Mode werden, gelegentlich vorkommt, ist es auch hier schon geschehen: man will auf einmal zu viel. Man schießt übers Ziel hinaus. Von so einem Übereifer ist der Pfarrer beseelt, der aus allen unsern Schweizerdialekten ein einheitliches Alemannisch brauen will, als ob nicht unser kostlichster Besitz just die ausgeprägten lokalen Dialekte wären, wie sie bei den Überlern, bei den Appenzellern, den Glarner Hinterländern, den Emmentalern und Wallisern und so vielen andern gesprochen werden. In der Schule soll von jetzt an nicht nur die Schriftsprache geübt werden. Das Schwizerdütsch soll im Stundenplan auch an die Reihe kommen. Schön und recht! Wenn dann nur nicht beides zu kurz kommt! Und wo sind all die Lehrer zu finden, die selber noch einen guten, unverfälschten Dialekt besitzen?

Man ist bestrebt, die Dialektdichtung wieder eifriger zu pflegen. Da erinnert man sich, daß die Schreibung der vielen Mundarten ein heikles Problem ist. Man strebt nach einheitlichen Gesichtspunkten und erträumt sich eine Orthographie, in der alle unsere lokalen Sprachen aufgeschrieben werden sollen. Bis jetzt hat man, um dem Leser eines mundartlichen Werkes die Arbeit zu erleichtern, mit Zug und Recht sich in weitgehendem Maße ans hochdeutsche Schriftbild gehalten. Der Betreffende hat dann das Gedicht oder die Erzählung in der Aussenprache

und mit dem Lautstand gelesen, wie beides ihm von Kindesbeinen an Gewöhnung war. Heute soll man sich auf einmal möglichst vom gewohnten Schriftbild lossagen und einer phonetischen Schreibung huldigen, die den meisten höchst fremd anmutet. Und um die Verwirrung noch größer zu machen, bestehen auch Wünsche, mit diesem Schritt gleich zur Kleinschreibung überzugehen, etwas zu wagen, zu dem alle deutschen Bücherschreiber und Druckereien den Mut noch nicht gefunden haben.

Alle Achtung vor so einem Unternehmersinn! Aber die Befürchtung bleibt bestehen, daß der Dialektdichtung bei allem guten Willen kein Dienst geleistet ist. Werden nicht just die wenigen, die heute noch Dialektbücher lesen, von dieser neuen Schreibweise abgeschreckt? Werfen sie nicht das so neuzeitlich gedruckte Buch gar bald in eine Ecke mit dem Seufzer: diese Wörter und Sätze kann man ja nicht lesen! Warum sollen wir auf einmal folgerichtiger vorgehen als die allgemeine schriftdeutsche Orthographie? Ist es nicht ein Unding, auf einmal schreiben zu wollen: Schtein, Schprach, Schtund und Schpaz?

Von der heutigen einheimischen Sprachbelebung bleibt das erfreuliche Resultat, daß man sich ringsum bewußt wird; die Mundart muß wieder viel häufiger gebraucht werden als früher. War es nicht geradezu lächerlich, wenn ein paar Männer zu einer Vorstandssitzung zusammentraten und ihre Verhandlungen in der Schriftsprache führten?

Und wie manche Rede könnte unter vorwiegend schweizerischem Publikum im Dialekt gehalten werden! Da lob ich mir den alten Brauch der Zürcher Zünfte, daß am Sechseläuten nur zürichdeutsch gesprochen werden darf. Für manche ist das Gebot nicht leicht. Denn es fehlt die Übung. Und wie mancher Redner, der ehrlich bestrebt ist, in seiner Mundart sich an seine Hörer zu wenden, steht noch im Bann seiner alten Gewohnheit und pendelt fast hilflos zwischen seinem Dialekt und schriftdeutschen Formulierungen! Bringen wir es so weit, daß wir auch in der Rede uns einen reinen Dialekt angewöhnen. Eine Kenntnis der unverfälschten Wörter und Wortfolgen ist dazu vonnöten, und wenn noch eine gute Willensanstrengung dazu kommt, werden wir's fertig bringen.

Dann ist auch unser Ohr geschärft für die feinen Künste unserer so schön gedeihenden Dialektdichtung. Die Schweiz darf sich rühmen, eine beträchtliche Anzahl von Dichtern zu besitzen,



Meiringen, Sustenpaß.

Phot. H. Eschsteini, Zürich.

denen die Mundart heilig ist. Sie spielen auf ihr wie auf einem zarten Saiteninstrument. Sie wissen, was ihr frommt und zugehört und überschreiten die Grenzen nicht, die ihnen durch die Sprache gesteckt sind. Sie wissen, daß sie in ihrer Heimatsprache manches sagen können und subtile Herzensklänge finden, für die die Schriftsprache keine Worte hat. Sie wissen aber ebenso gut, daß sie verstummen müssen, wenn problematische oder gar wissenschaftliche Betrachtungen angestellt werden. Übersetzungen vom Dialekt in die Schriftsprache und umgekehrt sind immer verfehlte Versuche. Hebel muß im Wiesental bleiben, und Schiller ist nicht für den Dialekt zu er-

obern. Das beste Gedicht Meinrad Lienerts verlor seinen Reiz, und um all seine Poesie wär's geschehen, wollte man ihm den Staatsrock der allgemeinen Büchersprache anziehen.

Alles an seinem Ort! Alles bei der richtigen Gelegenheit, und wir erreichen die Wirkung, die wir im Auge haben.

Ein echtes, markiges Schweizerwort, tönt es in unsern Herzen nicht fort wie die Glocken, die am ersten August alle Eidgenossen zusammenrufen und ermahnen, schlachtes Wesen, reinen Sinn und männliches Tun zu erhalten?

Schlach, rein und gesund sind unsere Dialekte. So sollen sie auch bleiben!

„I bi jo immer byder.“

„I bi jo immer byder“...
Wie lieb hesch's zuemer gseit,
und denn hesch still my Chummer
zu dir a d' Achsle gleit.

„I bi jo immer byder“...
das Wörtli goht mer noh,
und 's wartet, weni trurig
im Stübli inne stoß.

„I by jo immer byder“ —
Wie lyt doch Wunder drinn!...
Lueg, weni a di dänke,
so chonnt's mer halt i Sinn. —
Jo, du bisch immer bymer...
I gspüre's jo so guet;
wenn's nume mängs chonnt wüsse,
was sone Nöchi tuet. —

Julie Kuhli